

Literatur-Rundschau

Jan-Heiner Tück (Hg.): Risse im Fundament? Die Pfarrerinitiative und der Streit um die Kirchenreform. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2012 (= Theologie kontrovers), 240 Seiten, 14,99 Euro.

Als „Aufruf zum Ungehorsam“ hatte der Vorstand der reformorientierten österreichischen Pfarrer-Initiative (Eigenbezeichnung mit Bindestrich!) am 19. Juni 2011 medienwirksam einen Text veröffentlicht, der von der Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion bis zur Bekräftigung, sich für die Priesterweihe für Verheiratete und Frauen einzusetzen, sieben Ankündigungen enthielt (www.pfarrer-initiative.at). Mediales Aufsehen war die Folge.

Der hier zu besprechende Band will der Frage nachgehen, wie weit der Dissens in der österreichischen Kirche reicht. Bevor sich die Rezension zuerst dem Buch allgemein, dann dem Beitrag über die Rolle der Medien widmet, ist eine Offenlegung geboten: Der Rezensent hat als Journalist über die Debatte berichtet. In Meinungsbeiträgen hat er Verständnis für die Pfarrer-Initiative gezeigt.

Zum Buch: Der vom Wiener Dogmatiker Jan-Heiner Tück herausgegebene Band erscheint zunächst um Ausgewogenheit bemüht: Beide medial oft als Hauptkontrahenten der Debatte um den „Ungehorsam“ dargestellte Personen, Pfarrer-Ini-

tiativen-Vorsitzender Helmut Schüller und Wiens Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn, sind mit Texten vertreten. Schüller legt theologische Hintergründe der Pfarrer-Initiative dar.

Herausgeber Tück, der 2011 am Dialog zwischen Schönborn und der Pfarrer-Initiative beteiligt war, unterzieht den „Aufruf zum Ungehorsam“ einer „kritischen Würdigung“. Schönborn ist mit seinen bereits bekannten „Aufmerksamkeiten“ für die Situation wiederverheirateter Geschiedener vertreten. Die neun weiteren Autoren, die Texte über theologische, historische, aktuelle und empirische Hintergründe beigetragen haben, stehen der Pfarrer-Initiative unterschiedlich und differenziert gegenüber.

Und doch bleiben Fragen offen: In welchem Verhältnis steht der „Aufruf zum Ungehorsam“ zum aktuellen Umgestaltungsprozess, mit dem sich die Erzdiözese Wien für die Zukunft vorbereiten will? Laut dem Beitrag der Wiener Pastoralamtsleiterin Veronika Prüller-Jagenteufel hat beides „nicht viel“ miteinander zu tun; das zeitliche Zusammenfallen habe aber „in vielen Köpfen eine antagonistische Verknüpfung“ (S. 74) entstehen lassen. Genau diese Verknüpfung ist im Text von Herausgeber Tück zu finden: Er nimmt an einer Stelle (S. 62f.) zunächst die Ablehnung von Pfarrzusammenlegungen durch die Pfarrer-Initiative als „Votum für eine Pastoral der

Nähe“ ernst, stellt dies dann aber als in Zukunft schwer umsetzbar dar und lobt dagegen den „kreativen Versuch“ der Erzdiözese Wien, auf kirchliche Umbauprozesse zu reagieren, ohne auf andere Ansätze in österreichischen Diözesen einzugehen. Zudem ist im Anhang des Buches Schönborns Hirtenbrief vom 15. Mai 2011 über die Umgestaltung der Diözese dokumentiert, obwohl dieser Text vor dem „Aufruf zum Ungehorsam“ erschienen ist und auf diesen folglich nicht Bezug nimmt. Warum wurde nicht einer von Schönborns „Impulsen“ aus dem Mitarbeitermagazin der Erzdiözese (www.themakirche.at) abgedruckt, die auf den „Aufruf“ eingehen? Warum wurde nicht wenigstens auch die Erklärung der Pfarrer-Initiative vom 20. September 2011 gebracht, wonach es ihr nicht um „generellen Ungehorsam“ geht? Das hätte die Ungleichgewichtung durch Schönborns langen Text im Anhang zumindest symbolisch gemildert. Fazit: Hier wäre mehr Ausgewogenheit möglich gewesen.

Nun zur Rolle der Medien im Streit um den „Ungehorsam“: Diese Rolle wird in mehreren Beiträgen angeschnitten. Im Speziellen setzt sich damit der Aufsatz „Kirchenreform und Medien? Stolperstein der Pfarrerinitiative“ des Innsbrucker Dogmatikers Józef Niewiadomski auseinander. Wer aber eine Analyse konkreter Berichterstattung über die Pfarrer-Initiative erwartet, wird enttäuscht. Niewiadomski kritisiert in seinem persönlich gehaltenen Text den Vorstand der Initiative: Es mache ihn „betroffen, wenn kirchliche Initiativen der Gegenwart sich derart viel von der medialen Präsenz erhoffen, dass sie um dieser Präsenz willen nicht nur kontroverse innerkirchliche Diskurse über

den Umweg der Medien führen, sondern auch bereit sind, selber kirchliche Tabugrenzen [gemeint ist vermutlich das Wort ‚Ungehorsam‘, Anm.] zu überschreiten“ (S. 186).

Als Negativ-Hintergrund dient Niewiadomski der „Hype des Missbrauchsskandals“. Die „Melodieführung“ in den Medien sei gewesen: „Die katholische Kirche sei eine Organisation, der jeder vernünftige – vor allem aber jeder moderne – Mensch den Rücken kehren muss“ (S. 183). Niewiadomski zieht die einstige Situation kommunistischer Diktaturen als Vergleich heran und spricht von „Zensur in Sachen Religion“, die aber „in unseren Breiten nicht willentlich gelenkt sei“ (S. 187). Konkrete Belege bleibt er schuldig.

Fazit: Auch wenn Niewiadomski einen bewusst persönlichen Text vorlegt, darf man eine deutlich differenziertere Haltung erwarten. Es stimmt, dass die römisch-katholische Kirche oft Probleme mit ihrer Darstellung in „weltlichen“ Medien und im Kontakt zu ihnen hat. Aber Niewiadomski sieht die Schuld dafür offenbar nur bei den Medien. Hätte er zum Beispiel die Grazer Dissertation von Gabriele Russ (Die Kirche der Journalisten. Münster: Lit-Verlag 2004) einbezogen, dann hätte er auch die „andere Seite“ berücksichtigen können. Und es wäre ihm erspart geblieben, Behauptungen über Journalisten mit nur einer Aussage einer einzelnen Journalistin belegen zu müssen (Fußnote 5). Niewiadomskis Text läuft darauf hinaus, Medien und Journalisten vorzuwerfen, Klischees über die Kirche zu verbreiten. Doch er selbst verbreitet Klischees über Medien und Journalisten. So wird jede vernünftige Diskussion unmöglich.

Heinz Niederleitner, Linz/Traun

Charles Martig/Natalie Fritz/Fabian Perlini-Pfister (Hg.): *Nur für reife Erwachsene. Katholische Filmarbeit in der Schweiz*. Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2011, 178 Seiten, 27,80 Euro.

Als „anregendes Lesebuch“ (S. 11), bei dem Querlesen ausdrücklich erwünscht ist, versteht sich diese Darstellung der Geschichte der katholischen Filmarbeit in der Schweiz. Der Titel „Nur für reife Erwachsene“ spielt auf eine Zensurnote in der Bewertungsskala der katholischen Filmkritik der 40er bis 60er Jahre an. Das suggeriert die Vorstellung einer Filmbewertung mit moralischem Zeigefinger. Dieses Klischee wird aber in den Beiträgen revidiert: Katholische Filmarbeit erweist sich bei differenzierter Betrachtung als „tolerant und zukunftsweisend“ (S. 11).

Das Buch versammelt sechs Beiträge von Autoren, die aus der Religionswissenschaft, Theologie oder Filmwissenschaft kommen. Die vom Umfang (4 bis 36 Seiten) und dem wissenschaftlichen Ansatz her entsprechend unterschiedlichen Aufsätze ergeben in der Summe ein durchaus umfassendes Gesamtbild, auch wenn die einzelnen Bereiche unterschiedlich stark ausgeleuchtet sind. Das Themenspektrum reicht von den frühen Auseinandersetzungen mit dem Film, der Abwehr von schlechten Filmen über die Versuche, durch ein System von Pfarr- und Vereinskinos ein Angebot für Katholiken, speziell auch für Jugendliche, zu entwickeln, bis hin zur Entwicklung einer Filmpublizistik, die einen Wandel von „einer rein moralischen Inhaltskritik zu einer ganzheitlichen Kunstkritik“ (S. 10) vollzogen hat. Dabei stehen die Zeitschriften „Der Filmberater“ (1941–1973) und „Zoom“ (1973–1999) im Mittelpunkt. In einer ausführlichen Fallstudie über die Ent-

wicklung der Bewertungsmaßstäbe der Kritik untersucht Natalie Fritz, wie die konfessionelle Filmkritik mit den Sex- und Aufklärungsfilmern der 60er Jahre umging.

Auch wenn Fabian Perlini-Pfister über die Anfänge der Filmarbeit notiert, dass sie im Vergleich zu Deutschland später einsetzte und bescheidener war und Impulse stets aus dem Ausland kamen, muss sich die Schweizerische Filmarbeit nicht verstecken. Zu den frühesten Film-pionieren gehörte der Jesuit Joseph Joye, der ab 1902 in der Sonntagschule Film als Mittel der Bildungsarbeit einsetzte. Ein anderer Jesuit, Dr. Charles Reinert, von 1942 bis 1960 Herausgeber des „Filmberaters“, war auch Autor des ersten Filmlexikons im deutschen Sprachraum. Nicht minder wichtig waren die Impulse für die ökumenische Zusammenarbeit. Im Jahr 1973 wurde beim Filmfestival Locarno die erste Ökumenische Jury eingeführt und als ökumenisches publizistisches Projekt entstand die Zeitschrift „Zoom“.

Das Buch ist gut lesbar geschrieben und wirft Themen auf, die auch für die Aufarbeitung katholischer Filmarbeit in anderen Ländern von Interesse sind. So weist Fabian Perlini-Pfister überzeugend nach, dass die Zeitschrift „Der Filmberater“ in den Kriegsjahren als „Medium katholischer Identitätsstiftung“ (S. 39) Bedeutung hatte und dem katholischen Leser das Rollenmodell eines „Filmberaters“ anbot, das die Liebe zum Kino mit einem Engagement im Sinne des Gemeinwohls und einer in den Kriegsjahren unvermeidlichen Dosis Patriotismus zu verbinden wusste. Man vermisst natürlich auch Themen wie die Auseinandersetzung mit der Filmkunst oder die Suche nach Spuren des Religiösen im Film. Und: unter den einflussrei-

chen Personen hätte neben Charles Reinert auch der Dominikanerpater Ambros Eichenberger mehr als zwei kurze Erwähnungen verdient, der als Präsident der internationalen katholischen Filmorganisation OCIC von 1980 bis 1991 maßgeblichen Einfluss auf die katholische Filmarbeit weltweit hatte. Dies gäbe sicherlich Stoff für einen neuen Band.

Ein besonderer Schatz sind die Abbildungen aus dem Autogrammbuch von Charles Reinert, in dem sich die Großen des Films – Charlie Chaplin, Orson Welles, Alfred Hitchcock oder der („Ex-Mitbruder“) Fernandel (Don Camillo) – mit Fotos, Karikaturen und persönlichen Widmungen verewigt haben. So nah waren sich Kirche und Filmwelt nie wieder.

Peter Hasenberg, Bonn

Stefan Brunner: Redigieren. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2011 (= Praktischer Journalismus, Bd. 71), 138 Seiten, 17,99 Euro.

Im redaktionellen Alltag verbringen Journalisten einen erheblichen Teil ihrer Arbeitszeit damit, Texte von Kollegen, Mitarbeitern, Agenturen oder Presseabteilungen zu redigieren. Während es zur journalistischen Recherche und zur Produktion verschiedenster journalistischer Inhalte zahlreiche Lehr- und Handbücher gibt, finden sich systematische, praktische Handlungshilfen zum Redigieren allenfalls in hinteren Kapiteln umfassender Werke zum praktischen Journalismus. Stefan Brunner hat mit seinem Handbuch „Redigieren“ diese Lücke geschlossen.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert, die sich mit Qualität (Teil I), Wörtern, Sätzen, Texten (Teil II), Redigierteknik (Teil III) und dem

Respekt vor Texten, Textern, Textchefs (Teil IV) befassen.

Qualität journalistischer Arbeit steht am Anfang dieses Handbuches, denn sie ist für den Autor unmittelbar mit dem Redigieren verknüpft. Leider wirkt ausgerechnet der Einstieg langatmig und befremdlich. Befremdlich deshalb, weil zunächst personifizierte journalistische Eigenschaften wie Eloquenz, Zeitnot, Nachlässigkeit oder Eitelkeit miteinander wetteifern. Langatmig sind die dann folgenden Beschreibungen über Korrekturgewohnheiten und -ressourcen unterschiedlicher großer Redaktionen. Mühsam kommt der Leser zum Kern der Botschaft: Redigieren hat mit Qualität zu tun und diese schlägt sich nicht nur in korrekter Orthographie und Zeichensetzung eines Textes nieder, sondern ebenso in der Dramaturgie, der logischen Abfolge, der sprachlichen Sauberkeit und damit der Ausrichtung am Rezipienten.

Doch zunächst fokussiert sich Brunner im zweiten Kapitel auf die kleinste Einheit: das Wort. Dies ist der unterhaltsame Teil des Buches. Brunner „seziert“ Silben, Wörter, Ausdrücke, Anglizismen, Unwörter in Wolf Schneiderscher Manier, zitiert Bastian Sick (Autor von „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“), Wolf Schneider („Deutsch für Profis“) und Textredakteure verschiedener Zeitungen. Manchmal beinahe bissig betreibt Brunner Sprachhygiene „stehende Ovationen (als ob Ovationen stehen könnten?!) [...] lohnenswert (gibt es nicht, denn eine Sache kann es ja nicht wert sein, sich zu lohnen)“ (S.19/20), ohne dabei zu belehren – im Gegenteil bietet er zahlreiche Hilfestellungen, wie Internetadressen zu häufigen Fehlerquellen und eine eigene entsprechende Liste. Aufbauend

auf der kleinsten Einheit folgen Abschnitte zum Texten, in denen wertvolle, wenn auch im Vergleich zu anderen Lehrbüchern sehr verkürzt zusammengefasste Hilfestellungen zum Formulieren von journalistischen Sätzen und Texten und zur Dramaturgie gegeben werden.

Praktische Anleitungen zum Redigieren findet der Leser im dritten Teil. Hier erläutert Brunner anhand zahlreicher Beispiele, Abbildungen und Zitate von Journalisten, worauf besonders zu achten ist, welche kritischen Fragen an einen Text zu stellen sind, welche Elemente überprüft werden müssen, welche Korrekturzeichen üblich und verständlich sind und wie diese am Text anzubringen sind. Ergänzend geben Textkästen einen guten und raschen Überblick über nützliche Checklisten. Schließlich hält der zweite Teil einen Zeitungsartikel zum Redigier-Selbstversuch bereit, einschließlich einer Auflösung und Diskussion der nötigen Änderungen. Motto über dieser praktischen Handlungshilfe ist das Ziel jedes Redigierens: „Den Text nach vorn bringen“. Dabei verliert Brunner nie den Journalisten aus dem Blick. Er thematisiert Eitelkeiten und den sensiblen Bereich der Kritik. „Den Autor nach vorn bringen“ lautet die Überschrift zum sechsten Kapitel und beinhaltet ebenso wie der abschließende Teil IV ein Plädoyer für gegenseitigen Respekt: Der Autor eines Textes solle das Gefühl haben, dass sein Text besser wird, zitiert Brunner den Autor und Journalisten Christian Bleher. Dafür, wie Kritik konstruktiv angebracht werden kann, gibt Brunner nützliche Beispiele und Formulierungshilfen. Abschließend dokumentiert er im Anhang Interviews mit Journalisten wie Bastian Sick von Spiegel

Online, Jens Bergmann von Brand Eins oder René Hofmann von der Süddeutschen Zeitung, die Brunner für sein Buch befragt hat und die in allen Teilen des Buches immer wieder zu Wort kommen.

Zweifellos ist diese Handbuch für angehende Journalisten und routinierte Redakteure nützlich: Es führt nicht nur systematisch in die Kunst des Redigierens ein, sondern fördert Sprachsensibilität und selbstkritische Blicke auf eigene Texte. Stefan Brunner gelingt es, mit einem Augenzwinkern offenzulegen, was sich täglich in den Zeitungsspalten finden lässt: überstrapazierte Floskeln, unpräzise Bezeichnungen und sprachliche Wirren aller Art.

Annika Franzetti, Eichstätt

Larissa Krainer/Peter Heintel: Prozessethik. Zur Organisation ethischer Entscheidungsprozesse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, 250 Seiten, 39,95 Euro.

Ein wenig überraschend ist es schon, dass es bis zum Jahr 2010 dauern musste, bis dieses Buch vorgelegt wurde. Denn nichts sollte offensichtlicher sein, als dass sich Ethik im Prozess (und nur als Prozess) vollzieht. Dennoch wird die „Lehre vom Sittlichen“ allzu sehr als Theorie und Wissenschaft von der Normenbegründung und Normsetzung missverstanden, zu wenig als deren Praxis. Unter den Bedingungen einer sich immer stärker moralisierenden Gesellschaft kommt die Frage der praktischen Organisation von geteilter Verantwortung erneut auf die Tagesordnung. Egal ob Bankenkrise, Korruption oder unternehmerische Verantwortung – die Forderung nach ethischer Orientierung in der Großorganisation

und in geteilten Prozessen erfolgt mittlerweile reflexartig. „Mehr“ Ethik soll Garant dafür sein, dass nach den richtigen Regeln gespielt wird. Gleichwohl zielt die Diskussion um Unternehmerische Verantwortung (Corporate Social Responsibility, CSR) beispielsweise nicht darauf ab, dass Unternehmen ihr Verhalten ändern. Vielmehr sollen Unternehmen öffentlichkeitswirksame freiwillige Maßnahmen für die Gemeinschaft auflegen, die sich auf ihr Kerngeschäft beziehen, also einen so genannten „business case“ darstellen. Und der kann kaum als „Re-Ethisierung“ des gewöhnlichen Verhaltens einer Organisation durchgehen, sondern erweckt den Verdacht, nicht mehr als Kosmetik zu sein. Öffentliche Angriffe oder Anfeindungen sind die Folge.

Aber wie lässt sich ethisches Verhalten unter Organisationsbedingungen prozessual denken? An der Vermutung des Soziologen Ulrich Beck anknüpfend, dass in Organisationen so viele Entscheidungsträger existieren, dass letztlich keiner von ihnen mehr Verantwortung übernimmt, setzen die Autoren ihre Projekte zur Prozessethik an. Ausgangspunkt der Überlegungen sind die Arbeiten des Philosophen und Gruppendynamikers Peter Heintel, der mit Veröffentlichungen zur „Organisation der Philosophen“ und zur „Abendländischen Rationalität“ den Grundstein legte für eine anwendungsbezogene Forschung der Bedingungen von Ethik in modernen, demokratischen Gesellschaften, in denen Freiheit und Autonomie einen hohen Stellenwert haben. Es folgten Universitätslehrgänge und Lehrerfortbildungen sowie ein Trainingsprogramm des Europarates für Lehrkräfte aus fünf europäischen Ländern. Auch in der Management-

Weiterbildung und systemischen Organisationsberatung hat Heintel sein prozessethisches Konzept bereits erprobt. Krainer, die sich mit einer 2001 veröffentlichten Schrift über Medien und Ethik habilitierte, hat darin einen ersten Vorschlag für ein prozessethisches Organisationsmodell erarbeitet und gemeinsam mit Kollegen in den Jahren danach verfeinert. 2006 folgten gemeinsame Publikationen über Beratung und Ethik sowie die Entwicklung eines eigenen „Prozessethischen Beratungsmodells“, auf dem auch die aktuelle Veröffentlichung basiert.

Der vorliegende Band geht jedoch weiter. Er beginnt mit der Begründung der neuen, weiteren Bindestrich-Ethik, dem folgt eine Herleitung der Prämissen der Prozessethik aus der philosophischen Tradition, um den prozessethischen Entwurf angemessen nach den Regeln des philosophischen Handwerks einzubetten. Im dritten Teil wird die prozessethische Perspektive auf die verschiedenen Bereichsethiken (von der Medizinethik über die Umweltethik bis zur Technik- und Wirtschaftsethik) angewendet. Das prozessethische Modell präsentieren die Autoren ausführlich im vierten Kapitel, im fünften und abschließenden Teil stellen sie das prozessethische Verfahren dar.

Einige Teile des Buches können unabhängig voneinander gelesen werden. Wer sich nur für Modell und Verfahren interessiert, für den sind die letzten beiden Kapitel zentral. Darin veranschaulichen die Verfasser, wie die Fähigkeit zur (kollektiven) Selbstreflexion organisiert wird und in ein Modell hierarchischer Entscheidungskaskaden übersetzt werden kann. Das Verfahren ist detailliert beschrieben. Dennoch ist davon auszugehen, dass

das Modell ohne Erfahrung in der Organisationsberatung kaum umgesetzt werden kann. Der Anspruch einer solchen wissenschaftlichen Publikation ist vielmehr ein sonst von Praktikern beherrschtes Beratungsgenre disziplinär zu verorten und Impulse für die weitere Forschung zu leisten.

Lars Rademacher, München

Tobias Eberwein/Susanne Fengler/Epp Lauk/Tanja Leppik-Bork (Hg.): Mapping Media Accountability – in Europe and Beyond. Köln: Herbert von Halem Verlag 2011, 272 Seiten, 29,00 Euro.

Der Sammelband „Mapping Media Accountability“ steht im Kontext des von der EU-Kommission geförderten Projektes „MediaAcT – Media Accountability and Transparency in Europe“. Das Projekt, an dem 13 Forschungsinstitutionen teilnehmen, wird von Susanne Fengler am Erich-Brost-Institut für internationalen Journalismus an der TU Dortmund koordiniert.

Der Band dokumentiert die Ergebnisse der ersten Projektphase. Zentrale Annahme ist, dass der Bereich von Medienregulierung und Medienselbstkontrolle einer erheblichen Dynamik ausgesetzt ist. Veränderte Nutzung von Medien in einer sich verändernden Medienwelt setzen etablierte Geschäftsmodelle der Medien unter Druck. Die Zukunft des Journalismus ist in mehrerer Hinsicht unklar. Es ist vor allem der (medien-)technologische Wandel, der auf demokratische Gesellschaften des Westens und, wie das Vorwort bemerkt, besonders auf Schwellen- und Entwicklungsländer erhebliche Auswirkungen hat.

So klar in dieser Situation die Notwendigkeit eines wie auch immer

organisierten Qualitätsjournalismus einleuchtet, so unklar ist allerdings, wie Regulierung und Kontrolle hierbei aussehen sollen. Die Verantwortung der Medien steigt – und die Möglichkeit, die Wahrnehmung von Verantwortung sicherzustellen, zu kontrollieren und einzufordern, schwindet zugleich. Ein erster Schritt zur systematischen Bearbeitung dieser Problemlage ist der Fokus der Forschergruppe auf das Konzept der Media Accountability. Es zielt auf den ethischen Begriff der Verantwortung und die Möglichkeiten, wie die Medien ihrer Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit gerecht werden können. Im Band werden etablierte und innovative Instrumente der Media Accountability unterschieden. Zu den Etablierten gehören Presseräte, Ombudsmänner, Medienjournalismus; zu den innovativen Instrumenten, die sich online entwickeln, gehören redaktionelle Weblogs, webbasierte Übertragungen von internen Kritik-Sitzungen und medienkritische Aktivitäten. Instrumente der Media Accountability werden verstanden als „any informal institution, both offline and online, performed by both media professionals and media users, which intends to monitor, comment on and criticize journalism and seeks to expose and debate problems of journalism“ (S. 20).

Diese Definition ist der Startpunkt für eine ländervergleichende empirische Untersuchung. Sie stellt die Frage, wie in einzelnen Ländern die verschiedenen etablierten und innovativen Instrumente der Media Accountability zur Anwendung kommen und welche Dynamik hier zu beobachten ist. Die 14 Länderberichte, verfasst jeweils von Wissenschaftlern, die in diesem Land arbeiten, sind analog strukturiert:

Sie beginnen mit einer problemorientierten Einführung, beschreiben die jeweiligen Besonderheiten der Journalismus-Kultur und des Mediensystems und analysieren schließlich die etablierten und innovativen Instrumente der Media Accountability.

Das empirische Potential des Media Accountability Konzepts, wie es die Autoren in der Einleitung darlegen, und die analoge Struktur der jeweiligen Länderberichte sind die wesentlichen Gründe, warum der Band unbedingt zu empfehlen ist, auch wenn in der Einführung ethisch-systematische Abschnitte, die das Media Accountability Konzept in die breite ethische Debatte um Verantwortung in Kommunikation und Medien einordnen, fehlen. Positiv bewertet werden muss, dass eine normative Frage empirisch zugänglich gemacht wird und dies die Bearbeitung auch systematischer Fragen erst ermöglicht.

In den Länderberichten bewährt sich das durchgehend: Die Texte bieten fundierte Darstellungen unterschiedlicher Selbstkontroll- und -regulierungsinstrumente im Bereich der Medien. Medien- und Journalismuskulturen ähneln und unterscheiden sich nicht zuletzt hinsichtlich normativer Grundannahmen und deren Implementierung. Die Einblicke in die Länder zeichnen damit auch ein ganzes Panorama gesellschaftlicher, demokratischer und kultureller Entwicklung in Europa und weiteren Ländern nach. Das ist nicht nur höchst informativ, sondern wegen der parallelen Darstellung auch leicht zugänglich und erschließt sich unmittelbar. Ein empfehlenswerter Band, der auf die weitere Arbeit des Projekts gespannt sein lässt.

Alexander Filipovic, Aachen

Ramin M. Nowzad.: Zeit der Medien – Medien der Zeit. Münster: Lit Verlag 2011 (=Passauer Schriften zur Kommunikationswissenschaft, Bd. 4), 256 Seiten, 19,90 Euro.

Um das Beste gleich vorwegzunehmen: Der Autor hat eine beachtliche Fülle hochwertiger Fachliteratur aus verschiedenen Wissenschaften erschlossen, geordnet und ausgewertet (rund 700 Schriften) und er versteht es, seine vielfältigen Befunde eloquent und leicht verständlich zu formulieren, so dass sich die Lektüre des Buchs allemal lohnt, auch für interessierte Nicht-akademiker. Wer einen facettenreichen Überblick über die wichtigsten theoretischen Konzepte und empirischen Ergebnisse multidisziplinärer Zeitmedienforschung sucht, wird hier informativ und unterhaltsam bedient und weiß am Ende mehr darüber, selbst wenn er sich schon länger damit beschäftigt hat.

Originell ist die Schrift hingegen nicht, auch nicht der Grundgedanke, dass Medien „auf vielfältigste Weise in unser Zeitbewusstsein“ intervenieren, also unser Zeiterleben, die temporale Ordnung unseres Zusammenlebens und unsere Zeitsemantiken beeinflussen (S.11). Und obwohl er es selbst für ein kühnes Wagnis hält, dieses historisch „in extenso“ zu belegen (S.11), erhebt Nowzad den Anspruch, eine „erstmal möglichst umfassend[e]“, zusammenhängende, epochenübergreifende und multidisziplinäre Darstellung vorlegen zu können (S. 27f.) – leider ein in jeder Hinsicht aussichtsloses Unterfangen.

Dabei orientiert er sich zwar gern an Niklas Luhmann, verzichtet aber darauf, seiner Untersuchung „eine wissenschaftliche Fundamentaltheorie zugrunde zu legen“ (S.26). Statt-

dessen bedient er sich umstandslos auch bei anthropologischen, psychologischen, kulturphilosophischen, postmodernen und anderen Ansätzen, wenn sie gerade in sein Konzept passen. Diese Offenheit nach allen Seiten hat zwar den Vorteil, viele interessante Aspekte zusammenführen zu können, aber auch den Nachteil einer nahezu beliebigen und unkritischen Auswahl und Nutzung von Quellen, bei der die Frage ausgeblendet wird, ob die Ansätze und Erkenntnisse überhaupt kommensurabel sind.

Dieses betrifft bereits den prekären Medienbegriff, um dessen Definition auch Nowzad nicht herum kommt. Schon mit dieser notwendig selektiven Entscheidung muss er seinen Universalitätsanspruch aufgeben: Er versteht darunter „prosaisch“ (!) alle „Techniken und Praktiken der Speicherung, Verbreitung und Manipulation (?) von Daten“ (S. 29), was weder sonderlich präzise noch sehr anschlussfähig ist, und räumt außerdem ein, nicht allen solchen „Medien“ die gleiche Beachtung schenken zu können (womit er sich von seinem wenig bescheidenen Anspruch noch weiter entfernt). Und statt den medienhistorischen Prozess nach seinen Definitionskriterien eigenständig zu ordnen, gliedert er den ersten Teil seiner Darstellung ganz konventionell in die Epochen Sprache, Schrift, Typografie, Telekommunikation und Massenkommunikation und den zweiten Teil anhand der erfolgreichen „Zeitmaschinen“ Fotografie, Film, Fernsehen und Computer.

Seine Antworten auf die Frage, wie und warum Menschen und Gesellschaften Zeit zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich konstruieren und welche Rolle jene Medien dabei spielen, lassen schließlich eine Reflexion der eigenen kulturellen und

sozialen Gebundenheit vermissen und bleiben daher teilweise fragwürdig: so seine Behauptungen, ohne Sprache gäbe es keine Zeit, der Schriftgebrauch könne langfristig (etwa genetisch?) „zu einer Modifikation des menschlichen Zeitsinns geführt haben“ (S. 52) oder das Fernsehen hinterlasse „nur selten Spuren in unserem Gedächtnis“ (S. 187). Überhaupt stören seine häufigen Verallgemeinerungen, namentlich im Ausblick auf das Computerzeitalter, wo er beispielsweise behauptet: „Je mehr Zeit wir einsparen, desto weniger Zeit haben wir, und je weniger Zeit wir haben, desto mehr Zeit wollen wir einsparen“ (S. 201). Solche undifferenziierten Weisheiten sind trivial und fallen weit hinter den Stand aktueller (Wechsel-)Wirkungsmodelle zurück.

Manche seiner Annahmen relativiert er zwar durch Hinweise auf widersprüchliche Befunde (S. 32f., Anm. 5) oder gar fehlende empirische Belege (S. 52), gesteht aber ihren spekulativen Charakter nicht ein. Mehr Behutsamkeit und Distanz hätte dem Buch folglich gut getan, gerade weil es so viele interessante und abwechslungsreiche Gesichtspunkte berührt: Medienutopien und -dystopien, Erinnerungsrituale und Mythen, Literarität und Gedächtniskultur, das Paradoxon der Ewigkeit, die (massen-)mediale Aufmerksamkeitsökonomie, Kalender und Tagebücher, Telegrafie und Simultaneität, Fotoalben und Tod, Zeitlupe und Montage, Serialität und Digitalisierung und vieles mehr – ein Buch, in dem man trotz besagter Schwächen mit Gewinn stöbern oder das man (sensu Luhmann) auch von hinten nach vorn lesen kann: keine stringente Theorie, aber eine reichhaltige Fundgrube.

Joachim Westerbarkey, Gütersloh